

Inhaltsverzeichnis

Artikel

Peter Schallenberg	Prof. Dr. theol., Professor für Moraltheologie und Sozialethik, Theologische Fakultät Paderborn, Direktor der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle (KSZ), Mönchengladbach „Familie – Grundlage für ein gelingendes Leben“ <i>Festvortrag anlässlich der 118. Bundeshauptversammlung des VkdL vom 4. bis 6. Juli 2014 in Köln</i>	385
Bericht zur Bundeshauptversammlung 2014 in Köln <i>(Gesamtbericht: Elisabeth Peerenboom-Dartsch)</i>		396
Andreas Ruffing	Leiter der kirchlichen Arbeitsstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen e.V., Fulda Kirchenoffene Männer? Männeroffene Kirche? <i>Die katholische Männerseelsorge vor neuen Aufgaben und Herausforderungen</i>	413

Information & Service

Aus dem Verband

- 2014 – das Jahr der Heiligtumsfahrten im Bistum Aachen –
ist nun wieder Geschichte – *Engagement des VkdL-Zweigvereins
Mönchengladbach (Ursula Becher)* 422

Buchbesprechungen

- Stephanie Witt-Loers: Trauernde Jugendliche in der Familie
(E. Peerenboom-Dartsch) 424
- Ingo und Solvey Resch: Biblische Geschichte in Bildern und Reimen
für Jung und Alt *(Monika Straub)* 426

VkdL-Homepage als Info-Pool 428

Veranstaltungen Diözesen / Landesverbände 429

Veranstaltungen Zweigvereine 430

Wir gratulieren ... 431

Veranstaltungskalender / Anschriften & Konten / Impressum 432

Familie – Grundlage der Gesellschaft

Peter Schallenberg

„Familie – Grundlage für ein gelingendes Leben“

*Festvortrag anlässlich der 118. Bundeshauptversammlung
des VkdL vom 4. bis 6. Juli 2014 in Köln*

1. Biblische und frühchristliche Grundlagen

Die grundlegendsten und wesentlichsten Fragen des Menschen schlechthin bündeln sich in der Erzählung am Anfang der Bibel, am Anfang des Buches Genesis, am Anfang von Adam und Eva und dem Paradies, und zwar im sogenannten zweiten Schöpfungs-

bericht: Von einem guten, ja idealen Lebensraum ist hier die Rede, und es wird Antwort gegeben auf die uralte Menschheitsfrage: Wie kann der Mensch und wie kann menschliches Leben glücken? Ist das Glück ein zufällig eintreffendes Glückslos einer letztlich undurchschaubaren Glückslotterie oder ist es ein von bestimmten Bedingungen abhängiger Zustand des Lebens und Denkens?

Die vom Schöpfungsbericht angedeutete Antwort neigt der zweiten Ansicht zu und will wohl unterstreichen: Der Mensch glückt nur, wenn er in gelückter Beziehung lebt. Er scheitert umgekehrt, wenn er beziehungslos leben muss. Im alttestamentlichen Sinn heißt daher menschliches Leben vor allem ein Leben, das in Beziehung steht. Daher folgt auch auf die Erzählung von der Erschaffung des einen Menschen im Garten Eden der Bericht von der Erschaffung des zweiten Menschen. Gott selbst – fast sich selbst korrigierend und in den Arm fallend – erkennt, es sei nicht gut, dass der Mensch allein sei. Erst als Zweiheit, als



Referent Prof. Dr. Peter Schallenberg

Mann und Frau ist der Mensch wirklich Mensch und damit erst Ebenbild Gottes: „Das endlich ist Bein von meinem Bein!“ Dem idealen Raum des Gartens folgt der

bericht: Von einem guten, ja idealen Lebensraum ist hier die Rede, und es wird Antwort gegeben auf die uralte Menschheitsfrage: Wie kann der Mensch und wie kann

ideale Raum der Beziehung, und diese erweist sich als so glücksverheißend und dem Herzen verwandt – endlich, sagt Adam! – und so zukünftig, dass der bisherige Raum der Beziehung zu Vater und Mutter verlassen wird um des neuen Menschen willen.

Worin besteht folglich das wahre Glück des Menschen? Und wie kann ein Scheitern des Menschen und seines Lebens vermieden werden?

Das Glück besteht, so kann ein erster Antwortversuch lauten, in der vollkommenen und absolut gewissen Gemeinschaft mit Gott, dem Schöpfer und Grund des Lebens, und dem Mitmenschen. Genau dafür steht das Bild des Gartens Eden, der in der griechischen und lateinischen Tradition auch Paradies heißt. Das Wort leitet sich von zwei altpersischen Worten ab und wandert im 6. Jahrhundert vor Christus als Lehnwort in die griechische Sprache: *para daeza* heißt wörtlich „Ziegel herum“ und meint damit einen ummauerten Garten, dessen Mauern das üppig sprießende Grün und die Quelle der Oase vor der Versandung schützen. Das Gute und die Quelle des Lebens sind stets gefährdet und müssen geschützt und bewacht werden. Fast ist man geneigt, an das berühmte Fresko in der Krypta der Basilika S. Francesco in Assisi zu denken: Über dem Altar werden in den Gewölbezwickeln die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe dargestellt und ergänzt um die Tugend der Keuschheit. Diese zeigt sich als junge, schöne Frau, die in einem *castrum*, also einer Burg oder einem Kastell, als *castitas* geschützt und bewacht lebt. In deutscher Sprache wird daraus die Keuschheit, abgeleitet vom lateinischen Adjektiv *consciis*, was „bewusst, wissend“ bedeutet.

Was gemeint ist, erschließt sich schnell: Wenn der Mensch an den letzten Sinn seines Lebens glauben will und auf die

Vollendung dieses Lebens hofft, muss er in Liebe leben, und das gelingt nicht und niemals in dumpfer Gedankenlosigkeit, sondern nur in bewusster Anspannung und Anstrengung des Geistes und des Denkens: Wie muss gelebt werden, damit das Lebensschiff nicht vor der Zeit scheitert? Die Antwort der Kirchenväter mit Blick auf das verlorene Paradies und auf die Rettung aus der Verlorenheit durch Christus ist ganz klar: Leben ohne grundsätzliches Scheitern ist nur möglich in Gemeinschaft mit Gott, im Raum der Sakramente.

2. Freiheit des Menschen

Wenn der Mensch durch die Sakramente in der Gemeinschaft mit Gott lebt, kann er sich frei den anderen (und einem bestimmten anderen Menschen) zuwenden. Liebe bedingt Freiheit, denn es ist die Freiheit, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Gemeint ist damit nicht eine Freiheit des naturalen Bereiches, etwa die Freiheit der Entscheidung zu atmen oder nicht zu atmen, zu verdauen oder nicht zu verdauen, ja selbst nicht die Freiheit, beleidigt zu sein oder nicht. Gemeint ist eine moralische Freiheit, also die Freiheit, in einem Zustand der Kränkung zu verharren oder ihn zu überwinden. Diese bezieht sich auf das, was die griechische Philosophie als höchste moralische Leistung des Menschen rühmte, nämlich lieber Unrecht zu erleiden, als Unrecht zu tun. Hier schon deutet sich die unbedingte Verbindlichkeit des Guten schlechthin an, das einen Namen trägt und mehr ist als nur eine menschliche Idee: Gott.

Gemeint ist also das geistige Reich der Freiheit, uns selbst zum Guten zu bestimmen. *Hannah Arendt* drückt es so aus: „Das Phänomen der Güte in einem absoluten Sinne (...) kennt man in der Geschichte des Abendlandes erst seit der Entstehung des Christen-

tums. Seither aber sind wir uns dessen bewusst, dass das Tun guter Werke eine der wesentlichen Möglichkeiten menschlichen Handelns ist.“ (Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 2002, 90). Und das erste Gute, zu dem wir uns in Freiheit bestimmen müssen und sollen, ist das Gut des Lebens, des Da-Seins, des eigenen und fremden Daseins. Die erste moralische Leistung des Menschen ist das Ja zum Leben, das er nicht gewählt und sich nicht ausgesucht hat. Es ist ein Ja des Zutrauens zum eigenen Leben, das man erhält von Gott. Und man muss und soll vertrauen, dass dieses Leben und dieser Lebensraum das für mich Beste ist. Mit anderen Worten: Man soll und muss glauben, dass man selbst, die eigene Person also, unbedingt notwendig da ist, nicht nur Zufall der Evolution oder Notwendigkeit der biologischen Gesetzmäßigkeiten, sondern durch die liebende Schöpfung Gottes. Und zugleich soll – nicht muss! – man glauben, dass die andere Person und jede andere, selbst der Feind, notwendig, weil von Gott geliebt und bejaht, da ist. Das ist höchste Zumutung und höchste Anforderung. Diese Notwendigkeit heißt in biblischer Sprache „Schöpfung“ und in der Sprache des Christentums „Liebe“. Gott existiert in reiner Notwendigkeit – *actus purus* nennt das die scholastische Theologie im Mittelalter, reine Wirklichkeit, ohne die Möglichkeit des Nicht-Seins – und er will und schafft die Notwendigkeit des Menschen. Beides, Liebe zu sich selbst und Liebe zum Menschen, ist Gottes Wesen. Und es ist seine Zumutung an den Menschen, dies auch zu können und zu sollen, beides: Vertrauen in das Beste des eigenen Daseins und in das Beste des Daseins des anderen Menschen. Dies ist der erste Raum der menschlichen Freiheit: Frei das Ja zur vorgegebenen Tatsache des eigenen Lebens zu sprechen, und zur Tatsache des Lebens eines jeden Menschen überhaupt. Erst wenn dieses freie Ja gelingt, ge-

lingt auch der zweite Raum der menschlichen Freiheit, nämlich das freie Auswählen und Vergleichen und Entscheiden. Wer Gott und die eigene Person in die Abwägung von Gut und Besser und Böse bringen will, wird notwendig scheitern, so eben wie Adam und Eva, und sich pfeilgerade aus dem Paradies unbezweifelnder Daseinsfreude hinauskatapultieren.

Man kann über sich selbst und über den anderen Menschen nicht entscheiden und man darf sich und andere schon gar nicht bewertend vergleichen. Man muss sich und andere annehmen, dann gelingt das Leben. Hier taucht der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse auf: Dieser Baum, dessen Wahlmöglichkeit Gott nicht kennt – da er, wie gesehen, reine Wirklichkeit ist, ohne den geringsten Zweifel an sich und der eigenen Notwendigkeit – und dem Menschen verwehren will, symbolisiert das Eigentümliche der menschlichen Existenz: Der Mensch hat die von Gott zugelassene Möglichkeit aus der ersten, existenziellen Freiheit zum höchsten Gut, zum Ja zum Dasein herauszufallen und zu bezweifeln, dies, nämlich Gott, sei wirklich das höchste Gut, und diesen nagenden Zweifel in der Folge durch den Vergleich mit anderen Gütern stillen zu wollen. Im Hintergrund steht also der Gedanke, der Mensch sei ein Wesen der doppelten Freiheit: einer existenziellen Freiheit zum Guten als Ja zum geschenkten Dasein und einer auswählenden und vergleichenden Freiheit. Und die scheinbare Grenzsetzung des göttlichen Verbotes erweist sich aus biblischer und theologischer Sicht als erste und notwendige Festsetzung und Feststellung der menschlichen Freiheit zum Guten. „Ich bin so frei“, sagen wir, und im Blick auf die Überlieferung des Buches Genesis könnten wir ergänzen: „Ich bin so frei zu leben und mein Leben und jedes menschliche Leben für das Beste zu halten, das passieren konnte, nicht, weil es durch

äußere Taten – „Gesetzesgerechtigkeit“ nennt das *Paulus* – beweisbar wäre, sondern weil ich glaube, dass Gott es will. Wenn man so will, ist es ein existenzieller Tuschenspielertrick: An den unbeweisbaren Gott zu glauben und damit der Beweislast des eigenen und jedes fremden menschlichen Daseins entgehen. Aber nur so gelingt Leben, wie jedes Kind beweist, das zur Freude am eigenen Leben findet, weil es die Freude der Mutter über sein Leben täglich spürt und erfährt – wie frisches Wasser einer Oase, die durch geistige Ziegelmauern sorgfältig vor versandender Verzweiflung geschützt werden muss! Die Freude am eigenen Leben kann durch das Zusammenleben in einer Ehe manifestiert werden, denn wie wir oben erwähnten, erkannte Gott in der Schöpfungsgeschichte, dass es nicht gut sei, dass der Mensch alleine sei.

3. Die Ehe vor Herausforderungen

Darum gibt es die Ehe als Sakrament und somit als eine Stiftung Gottes, deren Unauflöslichkeit und Pflicht zur Treue zum Kern der christlichen Botschaft gehören, wie sich nicht nur durch die einschlägige Stelle bei Matthäus 19, 3: „Was Gott verbunden hat, dass darf der Mensch nicht trennen“ ergibt. Dies findet sich schon in der Ehelehre des *Augustinus*, der betonte, dass die Ehe Sakrament sei, also sichtbares Zeichen der unsichtbaren Realität Gottes, die sich durch Treue und den Wunsch der Nachkommenschaft auszeichne. Auch die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils,

Gaudium et Spes, betont, dass der Ehebund etwas Heiliges sei, dessen Urheber Gott ist:

„Die innige Gemeinschaft des Lebens und der Liebe in der Ehe, vom Schöpfer begründet und mit eigenen Gesetzen geschützt, wird durch den Ehebund, d.h. durch ein unwiderrufliches personales Einverständnis, gestiftet. So entsteht durch den menschlichen Akt, in dem sich die Eheleute

gegenseitig schenken und annehmen, eine nach göttlicher Ordnung feste Institution, und zwar auch gegenüber der Gesellschaft.

Dieses heilige Band unterliegt im Hinblick auf das Wohl der Gatten und der Nachkommenschaft sowie

(auf das Wohl) der Gesellschaft nicht (mehr) menschlicher Willkür. Gott selbst ist Urheber der Ehe, die mit verschiedenen Gütern und Zielen ausgestattet ist; sie alle sind von größter Bedeutung für den Fortbestand der Menschheit, für den persönlichen Fortschritt der einzelnen Familienmitglieder und ihr ewiges Heil; für die Würde, die Festigkeit, den Frieden und das Wohlergehen der Familie selbst und der ganzen menschlichen Gesellschaft. Durch ihre natürliche Eigenart sind die Institution der Ehe und die eheliche Liebe auf die Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft hingeeordnet und werden durch sie wie mit einem Höhepunkt gekrönt. Darum gewähren sich Mann und Frau, die im Ehebund nicht mehr zwei sind, sondern ein Fleisch (Mt 19, 6), in inniger Verbundenheit der Personen und ihres Tuns gegenseitige Hilfe

Aber nur so gelingt Leben, wie jedes Kind beweist, das zur Freude am eigenen Leben findet, weil es die Freude der Mutter über sein Leben täglich spürt und erfährt – wie frisches Wasser einer Oase, die durch geistige Ziegelmauern sorgfältig vor versandender Verzweiflung geschützt werden muss!

und gegenseitigen Dienst und erfahren den Sinn ihrer Einheit und erwerben ihn von Tag zu Tag voller. Diese innige Vereinigung als gegenseitiges Sich-schenken zweier Personen wie auch das Wohl der Kinder verlangen die volle Treue der Gatten und fordern ihre unauflösliche Einheit.“ (Gaudium et Spes 48)

Hier wird deutlich hervorgehoben, dass die Ehe nicht nur für die beiden Ehepartner wichtig ist, sondern in ihrer Unauflöslichkeit auch einen Dienst an der Gesellschaft leistet, denn die Ehe ist die Grundlage der Familie, in der Kinder aufwachsen. *Papst Franziskus* nannte die Eltern „die ersten Mitarbeiter Gottes“, deren Aufgabe es sei, in der Familie den Glauben wachsen und reifen zu lassen und den Kindern grundlegende Wahrheiten über das menschliche Leben und die Liebe zu vermitteln.

Damit diese Aufgabe wahrgenommen werden kann, muss jedoch beachtet werden, dass in jeder Ehe und auch in der Familie die Würde der Person geschützt sein muss. Dieser Schutz der Würde bleibt jenseits aller Wertverschiebungen von Disziplin und Treue zu Gleichheit und Autonomie die

Dieser Schutz der Würde bleibt jenseits aller Wertverschiebungen von Disziplin und Treue zu Gleichheit und Autonomie die moralische Basis jeden Zusammenlebens.

die moralische Basis jeden Zusammenlebens. Dies hat Gültigkeit, auch wenn die Ehe und auch die Vorstellung von Familie in der öffentlichen Debatte zurzeit sehr unter Druck stehen: Zum einen wird die Befürchtung geäußert, durch die fortschreitende Individualisierung, die staatliche Anerkennung alternativer Lebensformen und die zunehmende Verlagerung familiärer Aufgaben nach außen, etwa durch den massiven Ausbau der staatlichen Kinderbetreuung, stehe

die klassische Familie vor ihrer Auflösung. Zum anderen werden neue Zwänge der Familie betont, etwa die Schwierigkeit, Familie und Beruf miteinander zu vereinbaren, wenn beide Elternteile aus ökonomischen Gründen berufstätig sein müssen.

Dennoch stellt die Familie die Keimzelle der Gesellschaft dar und bildet den Ort, an dem die primäre Sozialisation erfolgt. Hier lernt der Mensch, mit anderen zu interagieren. Hier werden Verantwortung, Solidarität und Gemeinwohlorientierung erlernt, sodass man mit Gaudium et Spes 52 die Familie als „eine Art Schule reich entfalteter Humanität“ und als Grundlage der Gemeinschaft verstehen kann, weshalb es wichtig ist, dass alle Teile der Gesellschaft „zur Förderung von Ehe und Familie wirksam beitragen“ (wiederum GS 52). Darüber hinaus betont das II. Vatikanum völlig richtig, dass die Familie Fundament und Abbild der Gesellschaft ist, da in ihr mehrere Generationen (mindestens zwei, in früheren Zeiten oft auch drei) zusammenleben:

„So ist die Familie, in der verschiedene Generationen zusammenleben und sich gegenseitig helfen, um zu größerer Weisheit zu gelangen und die

Rechte der einzelnen Personen mit den anderen Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Lebens zu vereinbaren, das Fundament der Gesellschaft.“ (Gaudium et Spes 52)

Der Generationenaspekt, den man in der Familie kennenlernt, hat noch weiterreichende Konsequenzen für die Gesellschaft: Durch die Sicherung des Nachwuchses hat sie auch in Fragen der intergenerationellen Gerechtigkeit eine zentrale Aufgabe, denn

ohne Nachwuchs wird das bestehende Um-lagesystem der Alterssicherung und insge-samt der Sozialversicherung nicht funk-tionieren. Das System der sozialen Sicherung in Deutschland beruht darauf, dass immer genug Beitragszahler nachwachsen, die in späteren Zeiten die im Erwerbsleben der Eltern erworbenen Ansprüche auf eine Rente durch ihre Beiträge auch finanzieren. Um es nochmal zu verdeutlichen: die Gene-ration der heutigen Erwerbstätigen finan-ziert durch ihre Rentenbeiträge die Renten heute lebender Rentner und erwerben da-mit einen Anspruch, im Alter ebenfalls eine Rente zu erhalten. Dieser kann jedoch nur eingelöst werden, wenn es später genug Beitragszahler gibt, die durch sozialversi-cherungspflichtige Beschäftigungsverhält-nisse diese Ansprüche auch in klingende Münze umsetzen. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass das Bonmot *Konrad Adenauers* („Kinder kriegen die Leute sowieso“) nicht zutrifft. Deshalb stehen Ehe und Familie auch nach Artikel 6 des Grundgesetzes unter dem besonderen Schutz des Staates:

„Art 6. GG:

(1) Ehe und Familie stehen unter dem be-sonderen Schutze der staatlichen Ordnung.

(2) Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zu-vörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemein-schaft.

(3) Gegen den Willen der Erziehungsbe-rechtigten dürfen Kinder nur auf Grund eines Gesetzes von der Familie getrennt werden, wenn die Erziehungsberechtigten versagen oder wenn die Kinder aus anderen Gründen zu verwahrlosen drohen.

(4) Jede Mutter hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge der Gemeinschaft.

(5) Den unehelichen Kindern sind durch die Gesetzgebung die gleichen Bedingungen für ihre leibliche und seelische Entwicklung und ihre Stellung in der Gesellschaft zu schaffen wie den ehelichen Kindern.“

Hier wird in Übereinstimmung mit der katho-lischen Soziallehre betont, dass „Pflege und Erziehung der Kinder das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen oblie-gende Pflicht“ sind. Allerdings wird dort auch eine staatliche Aufsicht über die Erzie-hungstätigkeit der Eltern vorgesehen, die dann, allerdings auch nur dann, eingreifen darf, wenn das Kindeswohl gefährdet ist, da die Eltern ihrer Erziehungspflicht nicht nachkommen oder damit überfordert sind. Dies bedeutet eine gestufte Verantwortung, wie sie in jeder Ethik unumgänglich ist. Das primäre Erziehungsrecht und die -pflicht der Eltern bedeutet eben auch, dass der Staat die Erziehung des Kindes nicht über-nehmen kann, wenn er das Wohl des Kindes optimieren will, sondern nur dann, wenn das Wohlergehen gefährdet ist. „Aufgabe des Staates kann es nur sein, die Unter-schreitung bestimmter Minimalforderun-gen, die sich aus der Menschenwürde des Kindes ergeben, zu verhindern und tätig zu werden, wenn diese gefährdet sind.“

Wichtig ist hier auch zu betonen, dass un-ter dem Aspekt des Kindeswohls kein Un-terschied in der Behandlung nicht-ehelicher und ehelicher Kinder erfolgen darf. Denn das Kindeswohl und auch das einzelne Kind dürfen nicht unter der von ihm nicht zu beeinflussenden Entscheidung der Eltern, zu heiraten oder nicht zu heiraten, leiden. Dabei muss das Kindeswohl als oberste ethische Maxime berücksichtigt werden, da sich Kinder gegen ihre Eltern nur schwer durchsetzen können, wenn diese ihnen Leid oder objektives Unrecht zufügen, zu-mal wenn die Lebensverhältnisse unüber-

sichtlich sind. Allerdings bleibt das Kindeswohl ein etwas unspezifisches Konzept, das in der UN-Kinderrechtskonvention lediglich als Wahrnehmung des Interesses des Kindes definiert wird: Bei aller Aktivität der Eltern und auch des Staates müsse man berücksichtigen, dass das „Interesse des Kindes ein vorrangig zu berücksichtigender Gesichtspunkt ist“.

Um dies greifbarer zu machen, wurden verschiedene, zum Teil aus der Psychologie gewonnene Kriterien formuliert. So geht man davon aus, dass eine Bindung des Kindes an feste Bezugspersonen unerlässlich ist. Dies impliziert dann, dass es eine Kontinuität und Stabilität des Erziehungsverhältnisses geben muss. Auch die Bindungsqualität, die vor allem psychologisch zu fassen ist, spielt hier eine Rolle. Zudem muss – in jeweils altersgerechten Grenzen – auch der Wille des Kindes als Ausdruck seiner ihm als Menschen zukommenden Selbstbestimmung in der Eltern-Kind-Beziehung eine Rolle spielen, um das Kindeswohl zu sichern. Denn die Entwicklung eines eigenen Willens ist zentral für die gewünschte Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit. Juristisch wird weniger das Kindeswohl, als vielmehr eine zu konstatierende Kindeswohlgefährdung definiert: „Kindeswohlgefährdung liegt vor, wenn das körperliche, geistige und seelische Wohl eines Kindes durch das Tun oder Unterlassen der Eltern oder Dritter gravierende Beeinträchtigungen erleidet, die dauerhafte oder zeitweilige Schädigungen in der Entwicklung des Kindes zur Folge haben bzw. haben können. Bei einer Gefährdung muss die Beeinträchtigung, die das Kind erleidet, gravierend sein und es muss die biographisch zeitliche Dimension beachtet werden: Kindeswohl bezieht sich auf gegenwärtige, vergangene und auf zukünftige Lebenserfahrung und Lebensgestaltung eines Kindes.

Allerdings muss der Staat seine Aufgabe, die sich aus Artikel 6 des Grundgesetzes ergibt, auch wahrnehmen. Dazu gehören zum einen Möglichkeiten der Vereinbarung von Familie und Beruf, die sich nicht auf den Ausbau der Kinderbetreuung beschränken dürfen, sondern die Wiedereinstiegschancen in den Beruf nach einer Erziehungszeit genauso umfassen müssen wie die stärkere Berücksichtigung dieser Erziehungszeiten bei der Berechnung des Rentenanspruchs. Da hat die Politik zwar durch die Anerkennung eines höheren Anspruchs für Mütter, deren Kinder vor 1992 geboren wurden, einen ersten Schritt getan, allerdings muss dies weitergeführt werden. Ein weiterer Schritt wäre eine Angleichung der Bezahlung von Frauen und Männern. Denn damit wäre es zum einen möglich, dass auch Väter Zeit in die Familie investieren können über die jetzt als Anreiz gesetzten „Vätermonate“ hinaus. Und zum anderen würde Frauen der Wiedereinstieg ins Berufsleben erleichtert, ohne ökonomische Rückschritte, unter der die Familie insgesamt leiden würde, in Kauf nehmen zu müssen. Auch die erst 2011 vom Europäischen Gerichtshof beseitigten unterschiedlichen Tarife für Frauen und Männer in den Krankenkassen sind hier ein Thema, denn die bis dahin geltenden höheren Beiträge für Frauen wurden mit den gesundheitlichen Risiken während Schwangerschaft und Geburt begründet. Die Hervorbringung von Nachwuchs ist jedoch, ebenso wie die primäre Sozialisation der Kinder, ein Dienst an der gesamten Gesellschaft, der deshalb auch von allen Mitgliedern der Gesellschaft zumindest finanziert, aber über das Medizinische hinaus auch von Männern und Frauen gleichermaßen als Aufgabe verstanden werden muss.

Denn die Familie nimmt eine zentrale Rolle dabei ein, dem Kind eine gute Lebensgestaltung zu ermöglichen. Jenseits der grundlegenden Voraussetzungen, dass die

Eltern ihrem Kind mit Liebe begegnen und es nicht schädigen sollen, impliziert die Vorstellung, das Kind möge sein Leben gut gestalten können, auch die Förderung des Kindes. Um gute Eltern zu sein, ist es nicht ausreichend, das eigene Kind nicht zu schädigen; vielmehr muss man es befähigen, sich weiterzuentwickeln. Hier ist die Vermittlung von Bildung ein zentraler Punkt. Dies betonte auch die am 28. Februar 2014 von der *Deutschen Bischofskonferenz* und der *Evangelischen Kirche in Deutschland* gemeinsam veröffentlichte „Ökumenische Sozialinitiative“, die sich, losgelöst vom zu kritisierenden EKD-Papier zur Familie, in der neunten These auch mit der Aufgabe der Familie bei der Vermittlung von Bildung für die Kinder beschäftigt. Hier wird betont, wie wichtig das Vorbild und die Bildungsarbeit der Eltern ist. Die beiden Kirchen schreiben:

Um gute Eltern zu sein, ist es nicht ausreichend, das eigene Kind nicht zu schädigen; vielmehr muss man es befähigen, sich weiterzuentwickeln. Hier ist die Vermittlung von Bildung ein zentraler Punkt.

„In den ersten Lebensjahren ist zunächst die Familie der vorrangige Bildungsort. Diese Zeiten, die Familien mit ihren Kindern verbringen, werden zunehmend durch frühkindliche Bildungsangebote ergänzt. Doch vor allem im Bereich der frühkindlichen Bildung bestehen in Deutschland erhebliche Defizite. Kinder von Eltern, die bereits selbst keinen berufsqualifizierenden Abschluss erworben haben, stehen bei uns in großer Gefahr, ein Leben lang in der Bildungsarmut zu verbleiben. Die Statistiken zeigen, dass Bildungsarmut im Elternhaus die Zukunftsaussichten von Kindern stärker gefährdet als materielle Armut und meist beides miteinander einhergeht. Für die kindliche Entwicklung wirken sich darüber hinaus mangelnde Gesundheitsvorsorge

und schwierige Familienbeziehungen nachteilig aus. Durch Formen aufsuchender Elternarbeit und Erziehungshilfe für sozial schwache Familien sowie einer intensiveren Verknüpfung zwischen Bildungseinrichtungen und Elternhaus könnten hier bessere Startchancen eröffnet werden.“

In diesem Abschnitt wird die Bedeutung der Familie für ein gelingendes Leben betont; zugleich wird betont, wie auch in Artikel 6 Grundgesetz formuliert wurde, dass die

Eltern von staatlicher Seite unterstützt werden müssen, wenn sie besonders im Bildungsbereich ihre Kinder vernachlässigen. Denn, wie es in der Ökumenischen Sozialinitiative weiter heißt, wird in der Phase der frühkindlichen Bildung „die Basis für selbstständiges Lernen und damit die wesentliche Voraussetzung für das Weiterlernen geschaffen“ (ebenfalls These 9). Der Ort der Familie legt also, wie am Aspekt der Bildung deutlich wurde, den Grundstein für die gesamte Entwicklung eines Kindes. Deshalb ist es wichtig, dass Kinder in gelingender Familie aufwachsen, auch damit sie Vertrauen in die Welt und zu sich selbst entwickeln können.

Hier wird dann noch einmal deutlich, dass die Unauflöslichkeit der Ehe sich nicht ausschließlich aus dem sakramentalen Verständnis des Ehebundes für den gläubigen Christen ergibt, sondern auch in säkularer Gesellschaft als Ideal wirksam sein sollte. Denn bestehende Ehen bieten in der Regel eine gute Voraussetzung dafür, dass Kinder behütet und in Würde aufwachsen und sich entwickeln können. Darüber hinaus ist das Sakrament als Ort der Gemeinschaft mit

Gott eine Bestätigung, dass der Mensch mit diesem Anspruch nicht allein gelassen ist. Dies gilt es im Folgenden theologisch zu entfalten: Dabei soll in diesem Zusammenhang die Sakramentenlehre der Kirche am Beispiel des Ehesakramentes verdeutlicht werden.

4. Sakramentalität der Ehe und Umgang mit scheiternden Ehen

Abschließend ist dann auch auf den Umgang mit gescheiterten Ehen einzugehen. Denn neben der Gemeinschaft mit Gott und der Institutionalisierung des Ideals der unauflöselichen Ehe muss im Wirken der Kirche auch die Barmherzigkeit Gottes deutlich werden. Zunächst werde ich jedoch die Grundlagen der Sakramentalität der Ehe nochmals rekapitulieren:

Wenn alle Sakramente Gottes Wirklichkeit der Liebe zu jedem einzelnen Menschen und zu seinem irrenden und oft verwirrenden Leben und zu jedem Neuanfang verwirklichen, dann kann dies nochmals im Blick auf das Ehesakrament, das an einer besonders heiklen Schnittstelle von gesellschaftlicher Ordnung, staatlicher Ordnung und sakramentaler Ordnung steht, konkretisiert werden. Anliegen der katholischen Ethik ist es, die Würde des Menschen als Ebenbild Gottes und als Freund des Herrn zu wahren und darzustellen. Dem dienen insbesondere nach dem Willen des Herrn und seiner Kirche die Sakramente. Die Ehe ist als Sakrament eine Stiftung Gottes, deren Unauflöselichkeit und Pflicht zur Treue zum Kern der christlichen Botschaft gehören. Beides, Gottes Ebenbild im Bund der Zweigeschlechtlichkeit und Gottes Ebenbild im Bund der lebenslangen Treue, bilden die zwei Grundpfeiler des katholischen Ehesakramentes. Dies findet sich übrigens schon in der Ehelehre des Augustinus, der betont, dass die Ehe Sakrament sei, also

sichtbares Zeichen der unsichtbaren Liebe Gottes, und die sich durch Treue und Wille zu Nachkommen auszeichnet. Demgegenüber hat sich die soziologisch fassbare Form der Ehe im Laufe der Zeit verändert: Stand sie früher wesentlich im Dienst des Fortbestandes der Gesellschaft, wurde später die emotionale Bindung der Ehepartner zunehmend wichtiger, bis hin zum gegenwärtigen Verständnis der Ehe als Vertrag von autonomen Individuen, der unter bestimmten Bedingungen und Rechtsauflagen auch wieder zu scheiden und aufzulösen ist. Wenn dies sicher mit der katholischen Vorstellung von der Ehe als Sakrament, das Unauflöselichkeit impliziert, nicht vereinbar ist, so betont doch auch die Kirche das Recht auf Freiheit in der Partnerwahl und damit die Autonomie und Gewissenhaftigkeit der Entscheidung. Allerdings entscheidet sich das Individuum für eine vorgegebene Wirklichkeit, die die Kirche von der Offenbarung, aus der Hand des Herrn selbst entgegennimmt. Daher ist die Kirche nicht in der Lage, das Wesen des Sakramentes zu verändern. Diese sakramentale Wirklichkeit hat einen Zweck, nämlich die Verwirklichung der Liebe Gottes, dies ist das Ziel des sakramentalen Handelns. Im Fall der Ehe wird daher von der Kirche von Ehezwecken gesprochen; nach alter Tradition sind dies drei, nämlich Nachkommenschaft, gegenseitige Liebe und Darstellung der Liebe und Treue Gottes (*proles, fides, sacramentum*).

Das staatliche Recht gibt keine Zwecke der Eheschließung jenseits einer gegenseitigen ökonomischen Absicherung an, während das II. Vaticanum in *Gaudium et Spes* 50 betont:

„Ehe und eheliche Liebe sind ihrem Wesen nach auf die Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft ausgerichtet. (...) Die Ehe ist aber nicht nur zur Zeugung von Kindern eingesetzt, sondern die Eigenart

des unauflöslchen personalen Bundes und das Wohl der Kinder fordern, dass auch die gegenseitige Liebe der Eheleute ihren gebührenden Platz behalte, wachse und reife.“

Das aber heißt schlicht und einfach: Es gibt im Raum der Sakramente keine Gradualität des Gesetzes, also keine Abstufung der Verpflichtung auf das unbedingt Gute, das wäre ein Widerspruch in sich. Wenn Gott sich offenbart, dann offenbart er sich unbedingt, ohne Vorbehalt und ohne Einschränkung. Und er erwartet, jedenfalls nach katholischer Sakramententheologie, vom Menschen, der diese Offenbarung Gottes durch das Wirken der Kirche erkennt und darauf antworten will, eine ebenso unbedingt und uneingeschränkte und vorbehaltlose Antwort. Das meint die Rede von der Unauflöslichkeit der Sakramente und speziell der Ehe: Gott schafft im Augenblick der Eheschließung die Wirklichkeit der liebenden Einheit der zwei Ehepartner unterschiedlichen Geschlechtes und vertraut umgekehrt darauf, dass die beiden Ehepartner diese Wirklichkeit jetzt in ihren Biographien mit Leben erfüllen, also wachsen und reifen in dem von Gott geschenkten Raum der Gnade. Daher aber gibt es sehr wohl ein Gesetz der Gradualität, nämlich einen nicht immer gradlinigen Weg in einer unvollkommenen und geschichtlich fortschreitenden Welt, einen Weg von Strebung und Irrung und Wirtung und auch von Scheitern – bis hin möglicherweise zur räumlichen Trennung der Ehepartner, um schlimmere Schäden abzuwenden.

Niemals aber trennt sich, das ist der feste Glaube der Kirche, Gott von diesen beiden im Sakrament verbundenen und von Gott in Pflicht genommenen Ehepartnern: Das meint Unauflöslichkeit der Ehe. Dafür zu sorgen, dass diese Unauflöslichkeit des Sakramentes gültig gespendet wird und im

Fall einer ungültigen Spendung gegebenenfalls nachträglich für ungültig erklärt wird, ist unter anderem Aufgabe des Kirchenrechts.

Dafür zu sorgen, dass diese Unauflöslichkeit vorbereitet und begleitet und unterstützt wird, ist unter anderem Aufgabe der Pastoraltheologie wie auch der Moralthologie und der konkreten Sakramentenpastoral in den Pfarreien. Denn es ist meines Erachtens nicht so, wie *Rainer Bucher* meint, dass in der „traditionellen katholischen Eheologie, die sich mit wiederverheirateten Geschiedenen nicht wirklich versöhnen kann, (...) dogmatische Diskurse als Legitimationshintergrund kirchenrechtlicher Strategien“ erscheinen, und man demgegenüber „den Vorrang der helfenden Pastoral vor der (ab)urteilenden Moral und die Lehre von der wechselseitigen Erschließung von Dogma und Pastoral als zwei der zentralen Neuansätze des Zweiten Vatikanischen Konzils“ begreifen müsste.

Daher wäre eine einfache kirchenrechtliche Änderung der Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Eucharistie, die vielfach aus unterschiedlichen theologischen Perspektiven gefordert wird, doch nur dann möglich, wenn dogmatisch entweder die Unauflöslichkeit der sakramentalen Ehe aufgegeben würde oder aber die Zulassung zur Eucharistie von der Beichte und der Pflicht zum Bekenntnis einer außerehelichen sexuellen Beziehung abgelöst würde oder auch die strenge Bindung der aktiven Sexualität an die sakramentale Ehe gelockert würde. Wenn das nicht geschehen kann, weil Offenbarung und katholische Tradition und Lehre dagegen stehen und an der lebenslangen Gültigkeit einer sakramental gültig geschlossenen Ehe und an der Bindung von aktiver Sexualität – im Sinne einer „Theologie des Leibes“ und einer Verleiblichung des sexuellen Aus-

drucks von lebenslanger Treue – an eine solche Ehe festhalten, dann ist auch die Rede von pastoraler Barmherzigkeit gut gemeint, aber nicht wirklich zielführend. Denn natürlich gilt: „Gottes Barmherzigkeit ist nicht ein Kompromiß mit der Gerechtigkeit, sondern *manifestiert* seine Gerechtigkeit. Gott ist den Gescheiterten und Gerichteten gegenüber nicht nur gnädig (obwohl ihnen *rechtmäßig* eigentlich anderes zustünde), sondern er rechtfertigt sie, so dass sie als SünderInnen Rechtfertigte sind.“ (Ottmar Fuchs, Nicht pastoraler Kompromiß, sondern kompromißlose Pastoral!, in: Theodor Schneider (Hg.), *Geschieden, wiederverheiratet, abgewiesen? Antworten der Theologie*, Freiburg/Br. 1995, S. 322 – 341, hier 326). Hier werden Buß- und Ehesakrament miteinander vermischt: In Taufe und Beichte geschieht die grundlegende und immer wieder, bei Reue und Bekenntnis, neue Rechtfertigung. In der Ehe geschieht eine ausfaltende Rechtfertigung durch den Bund der Treue mit einem Menschen des anderen Geschlechts; diese Rechtfertigung kann nicht durch die lossprechende Barmherzigkeit Gottes im Beichtsakrament erneuert oder ersetzt werden, da vom Pönitenten nichts, auch nicht seine erste Ehe und seine jetzige Wiederverheiratung als Sünde bereut wird. Gottes Barmherzigkeit gilt freilich immer und für jeden Getauften bis zum persönlichen Gericht; als sakramentale Barmherzigkeit aber nimmt sie, so die katholische Lehre, die Form einer sakra-

mentalenen und unwiderrufflichen Ordnung an.

Dies gilt übrigens nicht nur für das Sakrament der Ehe, sondern ebenso für das Sakrament der Priesterweihe und, in abgeschwächter Weise, auch für die Ordensgelübde. Diese sakramentale Ordnung kann daher, nach katholischem Glauben, nicht die offizielle Zulassung zur Eucharistie gewähren, wenn dem nicht auch öffentlich (im *forum externum*) ein Leben nach der Lehre der Kirche, die im Auftrag Jesu die Eucharistie feiert und spendet, entspricht. Dass der Eucharistie zuvor auch und vor allem privat (im *forum internum*) ein Leben nach der Lehre und den Geboten der Kirche entsprechen soll, ist selbstverständlich und durch die Verpflichtung zur Beichte schwerer Sünden vor dem Empfang der Eucharistie festgehalten.

Anliegen der Pastoral wie auch der Moraltheologie muss beides sein: sakramentale Institutionalisierung des Ideals reiner

Gottes- und Nächstenliebe im Auftrag des Herrn und zugleich Begleitung von höchst unterschiedlichen und gegenüber dem Ideal letztlich immer (scheinbar) ge-

scheiterten Lebenswegen. Einer ist da, der mehr sieht und der voraussieht und der die Vollendung der Bruchstücke sieht: Gott. Dessen Stimme im Leben eines jeden Menschen hörbar und das Leiden am Scheitern lebbar zu machen, ist vornehmste Aufgabe der Kirche.

**Einer ist da, der mehr sieht
und der voraussieht und
der die Vollendung der
Bruchstücke sieht: Gott.**

Männerseelsorge vor neuen Aufgaben

Andreas Ruffing

Kirchenoffene Männer? Männeroffene Kirche?

Die katholische Männerseelsorge vor neuen Aufgaben und Herausforderungen

Im Januar 2011 fand in Fulda ein Studientag der *Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz* zur Männerseelsorge statt. Der Titel des Studientages lautete: „Kirchenoffene Männer – Männeroffene Kirche“. Hinter den Titel wurde freilich ein vorsichtiges Fragezeichen gesetzt. Gibt es sie wirklich – die kirchenoffenen Männer? Und vor allen Dingen: Gibt es eigentlich die männeroffene Kirche? Der Vorsitzende der Pastoralkommission, der Osnabrücker *Bischof Franz-Josef Bode*, und *Erzbischof Ludwig Schick*, der Beauftragte für die Männerseelsorge in der Deutschen Bischofskonferenz, wiesen damals übereinstimmend darauf hin, dass aus dem Fragezeichen ein Ausrufezeichen, zumindest aber ein Rufzeichen werden muss.

Bischof Bode hat es in seinem Vorwort zur Dokumentation der Tagung folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Wir sind nicht allein nur in der diözesanen Männerseelsorge, sondern in der Pastoral insgesamt aufgefordert, den kirchenoffenen

Männern stärker als bisher eine wirklich männeroffene Kirche zu sein“.¹⁾ Deutlich wurde bei diesem Studientag: Eine geschlechtersensible Pastoral,²⁾ die Männer in ihren Lebenskontexten wertschätzend in den Blick nimmt und ihnen Begleitung aus dem Geist des Evangeliums in ihren Lebensfragen anbietet, gehört zum Grundkonsens kirchlichen Handelns. Sie ist weder pastoraler Luxus noch skurrile Spielwiese einiger weniger „Männerbewegter“. Als Querschnittsaufgabe ist sie integraler Be-

standteil pastoralen Handelns und wichtige Aufgabe einer missionarischen Kirche in unserer Gesellschaft.

Eine geschlechtersensible Pastoral, die Männer in ihren Lebenskontexten wertschätzend in den Blick nimmt und ihnen Begleitung aus dem Geist des Evangeliums in ihren Lebensfragen anbietet, gehört in den Mainstream kirchlichen Handelns.

¹⁾ Download der Dokumentation unter: <http://kath-maennerarbeit.de/2011/04/12/dokumentation-kirchenoffene-manner-manneroffene-kirche/>

²⁾ Zu Begriff und Anliegen einer „geschlechtersensiblen Pastoral“ vgl. die Hinweise bei Hildegund Keul/Andreas Ruffing, *Geschlechtersensible Pastoral*, in: Franz-Josef Bode (Hg.), *Als Frau und Mann schuf er sie. Über das Zusammenwirken von Frauen und Männern in der Kirche*, Paderborn 2013, S. 83 – 86.

Männer gesellschaftlich ein Thema!

Zu erinnern ist an dieser Stelle zunächst daran, dass die Lebensbedingungen von Männern und Männeranliegen in den letzten Jahren verstärkt zum Thema gesellschaftlicher Diskussionen geworden sind. Der Geschlechterdiskurs ist längst kein alleiniger Frauendiskurs mehr, der die andere Seite des Geschlechterverhältnisses komplett aus dem Blick nimmt. Es vergeht kaum eine Woche, in der in den Medien nicht über Männerthemen berichtet wird. In den Ratgeberecken der Buchhandlungen wächst die Auswahl an Männerliteratur. In den Human- und Sozialwissenschaften wird das Leben von Jungen und Männern verstärkt von der Geschlechter- und Männerforschung unter die Lupe genommen. Wir erleben zum Teil hitzig geführte Debatten um die „neuen“ Väter, um Männer als Täter und Opfer von Gewalt und um Jungenförderung in pädagogischen Einrichtungen.³⁾ Parallel zum Girl's Day findet seit neuestem der Boy's Day statt. In Deutschland sind in den letzten Jahren erstmals Männergesundheitsberichte⁴⁾ veröffentlicht worden.

Projekte und Initiativen werden auf den Weg gebracht, um Männer stärker für pädagogische und soziale Berufe zu gewinnen.⁵⁾ Das Thema Pflege gerät in den Blick:

Männer zur Übernahme von Pflegaufgaben im professionellen wie im privaten Bereich zu gewinnen, wird als wichtiges Anliegen diskutiert – übrigens auch mit Blick darauf, dass die Zahl zu pflegender Männer angesichts der demografischen Entwicklung in Zukunft wachsen wird.⁶⁾ In diesem Herbst wird das „Bundesforum Männer – Interessenverband für Jungen, Männer & Väter“⁷⁾ vier Jahre alt. Darin haben sich gleichstellungsorientierte Akteure der Jungen-, Väter- und Männerarbeit analog zum *Deutschen Frauenrat* zusammengeschlossen – darunter mit der *Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands (GKMD)* auch die politische Dachorganisation der katholischen Männerarbeit in Deutschland. Eine geschlechtergerechte Politik braucht Politik für Männer, diese Erkenntnis setzt sich im politischen Feld mehr und mehr durch.⁸⁾

Männer – keineswegs religiös unmusikalisch

Nach wie vor klingen typische Aussagen zum Thema „Männer und Kirche“ wie folgt: Männer machen sich im Alltag der Gemeinde rar, sind in Glaubensdingen zurückhaltend und verhalten sich gegenüber der Kirche distanzierter als Frauen. Ob es sich um den Gottesdienstbesuch handelt oder um die Teilnahme an den unterschiedlichen Angeboten der Gemeinde, um Mitarbeit bei

³⁾ Vgl. hierzu auch den Beitrag von Peter Karl, Die andere Sicht auf Jungen in der Schule, in „Katholische Bildung“ Ausgabe September 2012, S. 357 – 365. Kritische Stimmen weisen in diesem Zusammenhang nicht völlig zu Unrecht darauf hin, dass hierbei auch sehr schnell wieder einseitig traditionelle Männlichkeitsbilder reproduziert werden können. Zur Diskussion vgl. jetzt Jürgen Budde u.a. (Hg.), Männlichkeiten. Geschlechterkonstruktionen in pädagogischen Institutionen (Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in pädagogischen Institutionen 10/2014), Opladen 2014.

⁴⁾ www.maennergesundheitsbericht.de.

⁵⁾ www.neue-wege-fuer-jungs.de.

⁶⁾ Zu Männern in der Angehörigenpflege vgl. das instruktive Buch von Eckart Hammer, Unterschätzt. Männer in der Angehörigenpflege. Was sie leisten und welche Unterstützung sie brauchen, Freiburg 2014. Zur Situation in der professionellen Pflege vgl. die knappen Hinweise bei Andreas Ruffing, Es werden mehr Männer gebraucht, in: neue caritas 9 (2013) S. 28 f.

⁷⁾ www.bundesforum-maenner.de.

⁸⁾ Grundlegend zu Themen, Anliegen und Akteuren von Männerpolitik ist der Sammelband von Markus Theunert (Hg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht, Wiesbaden 2012.

Gemeindediensten im pastoralen, karitativen oder katechetischen Bereich – die Frauen haben ein deutliches Übergewicht. Die Männer dagegen bewegen sich im Hintergrund, sind gar zuweilen gänzlich im Gemeindeleben unsichtbar geworden.

Es stimmt natürlich: Die „Feminisierung des Glaubens“ ist längst nicht mehr nur ein Schlagwort, sondern mittlerweile in vielen unserer Gemeinden sichtbare Realität geworden. Allerdings: All dies ist nicht über Nacht gekommen, sondern bereits geraume Zeit zu beobachten. Und man kann ein Bündel von möglichen Ursachen identifizieren:

- Das traditionelle, auf die außerhäusliche Berufstätigkeit zugeschnittene Männerbild führte in der Vergangenheit dazu, dass Männer vielfach tendenziell areligiös lebten, da Religion und Kirche gesellschaftlich ins Private – und damit in die Domäne der Frauen – zurückgedrängt wurden. Religion wurde im allgemeinen Bewusstsein zur Privatsache erklärt und damit zur Frauensache.
- Klassische Männerverbände wie Kolping oder KAB haben sich in den letzten Jahrzehnten zu Familienverbänden gewandelt. Männlich geprägte Räume, in denen sich Männer in der Kirche beheimatet fühlten, wurden dadurch weniger oder verschwanden ganz aus den Gemeinden.
- Bis in die jüngere Vergangenheit hinein fehlte es zuweilen in kirchlichen Kreisen an der Einsicht, dass für die Weitergabe des Glaubens die Männer (als Väter, Erzieher, Katecheten) ebenso unverzichtbar sind wie die Frauen. Und da die Frauen sich nach wie vor in den Gemeinden engagierten, wurde das Fehlen der Männer kaum vermisst.
- In der Gestaltung unserer Gottesdienste und Gottesdiensträume findet bis heute vor allem die Gestaltungskraft der Frauen Platz; Männer (außer den Priestern) werden dazu kaum einbezogen. Viele Männer vermissen auch in der Verkündigung die Berücksichtigung spezifisch männlicher Lebenswelten und empfinden die Sprache als zu weiblich geprägt.

Aus diesem Grund ist Vorsicht geboten: Aus der Abwesenheit bzw. der Distanz der Männer zum kirchlichen Leben zu schließen, sie seien religiös „unmusikalischer“ als Frauen, ist zu kurz gegriffen. Eine Bestätigung dafür haben nun zwei Studien gegeben, die die evangelische und katholische Männerarbeit in den letzten zehn Jahren in Auftrag gegeben haben.

Kirchenoffene Männer!

Als erste ist die qualitative Studie „Die unsichtbare Religion kirchenferner Männer“ aus dem Jahre 2005 zu nennen.⁹⁾ In offenen Interviews werden Männer gebeten, von ihrem Leben zu erzählen und dem nachzugehen, was ihrem Leben Sinn gibt, was ihr Leben ausfüllt und lebenswert macht. Die Studie verzichtet auf einen vorgegebenen Begriff des Religiösen und ersetzt ihn durch den Begriff „Sinn“, verstanden als subjektiv gemeinten und erfahrenen Sinn: „Unter 'Sinn' soll alles verstanden werden, was Männer als ihr Leben ausfüllend und bereichernd schildern.“ (*Martin Engelbrecht*). So treten die eigenen Wahrnehmungen der Männer, ihre Erzählungen zu Sinn und Leid, zu Sehnsucht und Glück, zu Verzweiflung und Hoffnung zutage. Lebenssinn liegt für die meisten Männer in dem, was sie schaffen und aufbauen. Zentral sind für sie die

⁹⁾ Als Buch veröffentlicht: Martin Engelbrecht / Martin Rosowski, Was Männern Sinn gibt – Leben zwischen Welt und Gegenwelt, Stuttgart 2007.

Arbeit und die Familie. Beziehungen zu anderen Menschen, vor allem auch die Partnerschaft, haben einen hohen Stellenwert. Das Leben erleben sie oft als Kampf und als Feld der Bewährung, dem es sich zu stellen gilt. Die kirchenbezogenen und im engeren Sinn religionssoziologischen Passagen ergeben das auf den ersten Blick vielleicht merkwürdige Bild einer Ablehnung kirchlicher Lehre als dogmatische und moralische Bevormundung einerseits bei gleichzeitiger Offenheit der Männer für „kosmologische“ und „anthropologische“ Fragen, für Fragen des „Lebens“, für „Natur“, „Geschichte“ und „Ethik“ andererseits.

Die befragten Männer suchen und schaffen sich attraktive „Gegenwelten“ zur Alltagswelt: Sie sichern sich Räume der Selbstbestimmung, der Freiheit und der Zurückgezogenheit. Wichtig sind ihnen Erfahrungen mit der „Natur“ (durchaus auch als Gotteserfahrung verstanden). Sie schaffen sich Räume des Abschaltens beim Sport, am Computer, auch beim Essen oder in Alltagsritualen. Die berichteten Sinnerfahrungen und die Sinnsuche der Männer heben sich jedoch weitgehend vom vorherrschenden Kontext kirchlich-religiösen Fragens und Lebens ab, soweit sie sich nicht sogar bewusst davon abgrenzen. Der Gott der biblisch-christlichen Tradition spielt im Leben der interviewten Männer so gut wie keine Rolle mehr. Plausibler und näher sind ihnen oft spirituelle Vorstellungen und Erfahrungen des Göttlichen in der Natur. Die Natur ist ein Ort, in dem viele Männer (spirituelle) Kraft für den Alltag

Die befragten Männer suchen und schaffen sich attraktive „Gegenwelten“ zur Alltagswelt: Sie sichern sich Räume der Selbstbestimmung, der Freiheit und der Zurückgezogenheit. Wichtig sind ihnen Erfahrungen mit der „Natur“ (durchaus auch als Gotteserfahrung verstanden).

erschöpfen. Theologisch wirken die veröffentlichten Texte sperrig, ungehobelt, fremd. Religiös unmusikalisch und kirchlich uninteressiert kann man diese Männer dennoch nicht nennen! Auch erwarten sie durchaus etwas von Kirche, nämlich dass diese zuallererst glaubwürdige Wegbegleitung in Botschaft und Praxis jenseits der Konzentration auf dogmatische und moralische Verkündigung ist.

Im Jahre 2009 erschien die empirische Studie „Männer in Bewegung“ von *Paul M. Zulehner* und *Rainer Volz*¹⁰⁾. Im Unterschied zur erstgenannten Studie ist sie eine Repräsentativbefragung. Die zentrale Erkenntnis lautete: Deutschlands Männer werden moderner! Immer mehr Männer lassen sich auf partnerschaftlich arrangierte Lebensentwürfe ein. Sie streben eine faire Teilung zwischen Familien- und Erwerbsarbeit an und sind auch zunehmend bereit, Elternzeit für sich persönlich in Anspruch zu nehmen. Gerade traditionelle Männer haben ihre negative Einstellung zur Berufstätigkeit von Frauen und ihre

Auffassung, diese schade den Kindern, gegenüber der Vorgängerstudie aus dem Jahre 1998¹¹⁾ erheblich revidiert. Von einem „teiltraditionellen“ Typ sprechen die Forscher daher, dem auf der anderen Seite der moderne Männertyp gegenübersteht. Der

¹⁰⁾ Download der Studie unter: <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/root.did=121150.html>.

¹¹⁾ Paul M. Zulehner / Rainer Volz, Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen, Ostfildern 1998.

Typus des Traditionellen wird nicht nur moderner, sondern er wird auch kleiner. Vor allem in der Altersgruppe der jungen Väter (20- bis 39-Jährige) sind die traditionellen Werte am geringsten vertreten. Die Vaterrolle wird für Männer wichtiger und von den Modernen auch aktiver wahrgenommen. Die Studie bestätigt aber auch, dass präsenste und aktive Väter ebenso wie die Mütter sehr schnell in das Vereinbarkeitsdilemma von Familie und Beruf geraten.

Insgesamt macht die Studie einen durchgehenden Wandel von Männlichkeiten plausibel – allerdings nicht nur in der Generationenfolge, sondern auch im Zeitverlauf innerhalb der jeweiligen Alterskohorten. Es gibt Männervielfalt in unterschiedlichen und sich teilweise widersprechenden Einstellungen, Wertvorstellungen und Selbstbildern zwischen traditionellen und modernen Entwürfen. Vielfalt ist auch bei den religiösen Einstellungen zu beobachten: Selbst bei christlichen Männern kann nicht mehr von einer Übereinstimmung mit dem christlichen Gottesbild ausgegangen werden. Die allgemein bekannten Phänomene der Individualisierung und Pluralisierung religiöser Inhalte und Kontakte finden sich also auch in dieser großen Studie bestätigt.

Drei Ergebnisse lassen aber nun aufhorchen:

- Die Forscher stellen eine Zunahme „des religiösen Gesamtpotenzials“ von Männern fest.
- Sie konstatieren eine gewachsene „Kirchlichkeit“ unter den Männern: Die Verbundenheit der Mitglieder mit ihrer jeweiligen Kirche und die Sympathie von Nichtmitgliedern ist stärker geworden.
- Und: Gerade bei den Männern ist der positive Einfluss der Kirche auf das eigene Leben gewachsen. Es gibt ein neu

erwachtes Interesse der Männer an religiösen Fragen und eine gestiegene Wertschätzung der Kirche als Institution!

Mit Blick auf die Zulehner-Volz-Studie ist es – auf einem bestimmten Level – also durchaus berechtigt, von „kirchenoffenen Männern“ zu sprechen. Eine authentische, lebensnahe und kompetente Pastoral bzw. Begleitung, die sich durch Wertschätzung und Sensibilität auszeichnet, ist von Männern gewünscht und auf kirchlicher Seite erforderlich. Diese soll Spiritualität, Gottesdienst, Bildungsarbeit, Erziehung und Beratung umfassen. Das Ziel muss zugleich sein, ein geschlechtergerechtes Miteinander von Frauen und Männern in Ehe und Partnerschaft, in Familie, Beruf, Gesellschaft und Kirche zu fördern.

Anknüpfungspunkte für geschlechtersensible Arbeit mit Männern

Aufgrund dieser und anderer Erkenntnisse der Männerforschung lassen sich nach meiner Wahrnehmung drei Anknüpfungspunkte für pastorales Handeln einer männeroffenen Kirche identifizieren:

Anknüpfungspunkt: Work-Life-Balance

Als ich in den 90er-Jahren in der Männerarbeit anfang, hörte ich oft den Begriff des „halbierten Lebens“. Gemeint war damit die massive Fixierung von Männern auf die Erwerbsarbeit, auf die „Hauptsache Arbeit“, so der Titel eines älteren Männerbuchbestsellers. Wenn die Erwerbsarbeit für Männer – so die Beobachtung – die Achse der Lebensführung bildet, werden Väter zu Randerscheinungen im familiären Zusammenleben, zu „ewigen Praktikanten des Privaten“ (*Thomas Gesterkamp*). Die drei Männer-K's „Konkurrenz, Karriere, Kollaps“ machen zugleich darauf aufmerksam, dass ein solch halbiertes Leben auch gesundheit-

liche Folgen nach sich zieht und somit ein wesentlicher Grund für die geringere Lebenserwartung von Männern ist. Die Männer arbeiten zu viel, gehen morgens früh aus dem Haus, kommen spät zurück, bleiben in der Familie unsichtbar, leben ungesund.

Doch stimmt diese Diagnose heute überhaupt noch?

Auf der einen Seite bestätigen auch neuere Studien, dass das „halbierte Leben“ nach wie vor Lebensrealität vieler Männer ist und der ökonomische Druck auf dem Arbeitsmarkt dies zum Teil verschärft. Auf der anderen

Seite aber haben wir oben gesehen, dass sich die Einstellungen von Männern zur Bedeutung der Erwerbsarbeit verändert haben und viele von ihnen bewusst Alternativen zu einem solch einseitigen Leben suchen. Dass inzwischen ein Viertel der jungen Väter nach der Geburt ihres Kindes Elternzeit nehmen, ist ein Indiz für den erkennbaren Einstellungswandel bei jüngeren Männern und für ihren Wunsch nach einer guten Balance zwischen Familie und Beruf.

In der Männerseelsorge hat die Väterarbeit traditionell eine hohe Bedeutung. Die Förderung einer aktiven und präsenten Vaterschaft gehört ja zu den Grundaufgaben, die die Richtlinien der deutschen Bischöfe für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit im Jahre 2001 formuliert haben.¹²⁾

**Die drei Männer-K's
„Konkurrenz, Karriere, Kollaps“
machen darauf aufmerksam,
dass ein solch halbiertes Leben
auch gesundheitliche Folgen
nach sich zieht und somit ein
wesentlicher Grund für die
geringere Lebenserwartung
von Männern ist.**

Die Männerseelsorge bietet sich jedoch ebenso dort als Gesprächspartnerin an, wo Männer auf der Suche nach einer guten Balance zwischen Erwerbsarbeit, Familie/Partnerschaft, Freizeit und Ehrenamt¹³⁾ sind oder im Übergang vom Beruf in die Rente eine neue Balance im eigenen Lebensentwurf finden müssen.

Anknüpfungspunkt: Macht und Ohnmacht

Einer platten Patriarchatskritik, die in der Vergangenheit Männer einseitig zu Tätern und Frauen zu Opfern machte, setzt heutige Geschlechter- und Männerforschung die Beobachtung entgegen, dass Männer, obwohl sie

nach wie vor dem privilegierten Geschlecht angehören, sich dennoch in ihren konkreten Lebenszusammenhängen ohnmächtig fühlen können. Der australische Männerforscher *Bob Connell* hat Ende der 90er-Jahre diesen Antagonismus von männlicher Macht und Ohnmacht in Verbindung gebracht mit dem, was er „hegemoniale Männlichkeit“ nennt.¹⁴⁾

¹²⁾ Download unter <http://kath-maennerarbeit.de/2003/11/10/richtlinien-fur-die-mannerseelsorge-und-kirchliche-maennerarbeit/>

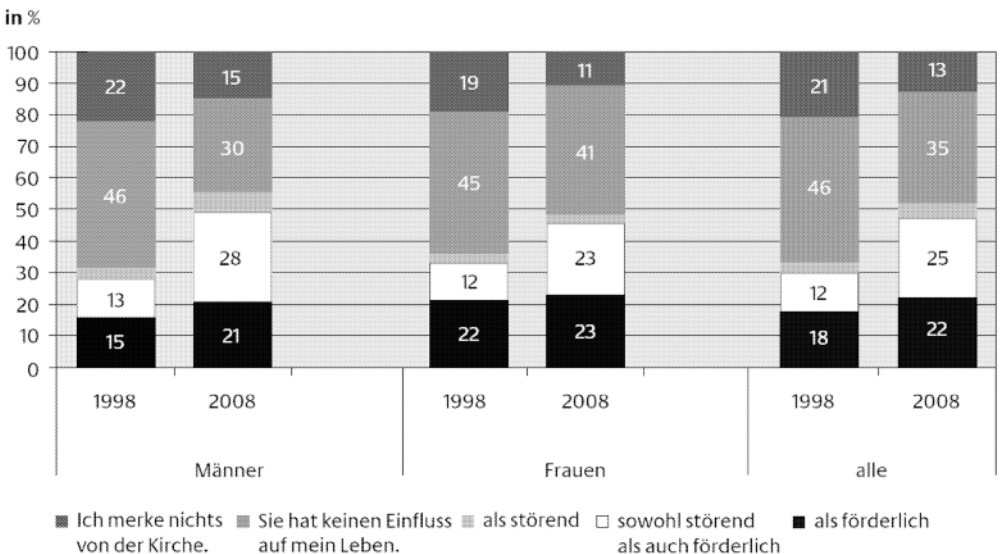
¹³⁾ Wie anstrengend für betroffene Männer und Frauen die Suche nach einer guten Balance zwischen privater und beruflicher Lebenswelt ist, legen etwa neuere Zahlen aus Österreich nahe, vgl. Paul M. Zulehner/Petra Steinmair-Pösel, Gleichstellung in der Sackgasse? Frauen, Männer und die erschöpfte Familie von heute, Wien 2014, und dies., Feminismus in der Krise. Warum und wie immer mehr junge Frauen und Männer ihr familiales Leben selbst bestimmen wollen, in: Stimmen der Zeit 6 (2014), S. 385 – 394.

¹⁴⁾ Robert W. Connell, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden, 3. Aufl. 2013.

Danach beinhaltet die vorherrschende Geschlechterordnung einer Gesellschaft nicht nur eine Hierarchie zwischen Männern und Frauen (der klassische Ansatz der Patriarchatskritik), sondern schließt auch Hierarchien zwischen Männern ein. Das jeweils vorherrschende Konstrukt von Männlichkeit wird als hegemoniale Männlichkeit bezeichnet. Hegemoniale Männlichkeit strukturiert also nicht nur die Beziehung von Frauen und Männern, sondern auch die Beziehung der Männer untereinander, die ebenfalls differenziert und hierarchisiert sind: nach Schicht, Ethnie, Alter, sexueller Orientierung etc. Hegemoniale Männlichkeit ist also keine individuelle Charaktereigenschaft, sondern ein kulturelles Ideal, das dem „doing gender“ von Männern zugrundeliegt. Mächtig ist daher der Mann nicht als Individuum, mächtig

sind die Männer als Gruppe und der einzelne nur insoweit, als er Mitglied der Gruppe ist.

Ein Männerleben unter dem kulturellen Ideal des dominierenden Konstrukts von Männlichkeit, wie immer es auch im Einzelnen ausgeprägt sein mag, führt so beim Einzelnen – sofern er mit seinem persönlichen Lebensentwurf hinter diesem Ideal zurückbleibt, ihm nicht entsprechen kann oder will – unweigerlich zu Erfahrungen von Verwundbarkeit, Scheitern und Ausgrenzung. Wenn Spiritualität – theologisch gesprochen – im Kern mit der Sehnsucht nach der Fülle des Lebens zu tun hat, mit der Sehnsucht, „heil“ zu sein, dann wird bereits bei dieser Aufzählung deutlich, wie sehr hier spirituelle Dimensionen des Lebens von Männern angesprochen sind.



Männer und Frauen 1998/2008

Abb. 1: Frauen bleiben verbundener mit der Kirche, Männer haben aber aufgeholt (Studie S. 265)
 Während 1998 nur 15 % der befragten Männer der Meinung waren, dass „Kirche förderlich ist“, waren in 2008 immerhin 21 % dieser Ansicht. 46 % der Männer meinten 1998, „die Kirche hat keinen Einfluss auf mein Leben“ – im Jahr 2008 sagten dies nur noch 30 %.

Die Erfahrungen aus der kirchlichen Männerarbeit sind: Männer suchen Räume und Zeiten, dieser Sehnsucht nachzuspüren. Dazu braucht es eine Unterbrechung des Alltags mit seinen Belastungen und Fremdbestimmungen, wie die Männer in der oben vorgestellten „Sinn“-Studie es so deutlich formuliert haben. Die „Out-Door-Angebote“, wie sie sich in vielen Programmen der diözesanen Männerseelsorge finden, haben sich hier als passendes Angebot für Männer und gerade für „Männer unter Druck“ bewährt.

Anknüpfungspunkt: Raus aus einengenden Männerbildern

In unserer Kultur hat bis in die Gegenwart hinein eine bestimmte Form der psychosozialen Zurüstung dominiert, die Männer fit machen sollte für das hegemoniale Muster von Männlichkeit. Die Männerforscher *Lothar Böhnisch* und *Reinhard Winter* haben diese Zurüstung überzeugend mit Hilfe von acht Prinzipien männlicher Sozialisation beschrieben.¹⁵⁾ Das erste Prinzip *Externalisierung* beinhaltet gewissermaßen eine Warnung vor dem Innen: Wenn du dich Gefühlen hingibst, dann bist du verloren und kannst nicht mehr funktionieren. Männer müssen daher alles und immer unter *Kontrolle* haben. *Udo Lindbergs* Song „Johnny Controletti“ hat dies schon in den 70er-Jahren ironisiert. Mit dem Prinzip der Kontrolle hängt das Prinzip der *Rationalität* zusammen. Rational eingestellt sein, heißt für viele Männer wiederum, keine Gefühle zuzulassen, sich einer Sachlogik intellektuell (Dienst an der Sache) oder hierarchisch („blinder“ Gehorsam) hinzugeben. Die drei genannten Prinzipien korrespondieren bei Männern oft mit dem sozialen Orientie-

rungsmuster der *Benutzung* oder des *Gebrauchs* (z.B. der Begriff „Spielermaterial“ in männlich dominierter Sportsprache). Das Gefühle-Zurückhalten-Müssen, der fehlende Selbstbezug, der Zwang, sich und andere unter Kontrolle zu halten, führt dazu, dass Männer oft eigenartig stumm sind. Sie reden über vieles, nur nicht über sich selbst. Folgt man dieser Analyse, so wird der Zwangscharakter männlicher Einstellungs- und Verhaltensmuster sichtbar: Männer haben oftmals das Gefühl, nicht anders zu können, sie sind auch sehr *einsam*, treffen einsame Entscheidungen gegen ihre Gefühle (gerade das Hollywoodkino spiegelt diese „einsamen Helden“). Männer verhalten sich also gegen sich selber, um dem gesellschaftlich dominierenden Bild von Männlichkeit nahe zu kommen. Die Parole „hart gegen sich selbst sein“ beinhaltet auch immer: Keine Gefühle gegen sich und andere zeigen, Funktionalisierung des eigenen Körpers und den Körpern anderer (*Körperferne*). Fehlende Selbstsorge und Fürsorge korrelieren miteinander, Gewalt gegen sich und Gewalt gegen andere liegt somit bei manchen Männern gar nicht so weit auseinander.

Der seine Emotionen beherrschende, rational handelnde (Berufs-)Mann wurde auf diese Weise zum idealen Manns-Bild stilisiert, das die letzten Generationen von Männern geprägt hat. Die Gültigkeit dieses Männerbildes ist mittlerweile von vielen Seiten infrage gestellt. Die oben erwähnten Studien belegen empirisch, wie Männer selbst mittlerweile in Distanz zu diesem hegemonialen Männlichkeitsmuster getreten sind. Die kirchliche Männerarbeit tut gut daran, Männern Räume anzubieten, in denen sie für sich andere Formen von Männlichkeit entdecken und einüben können. Es geht darum, die Sorge für sich selbst und die Sorge für andere in das eigene Lebenskonzept gut zu integrieren. Wie gesagt: Es geht

¹⁵⁾ Vgl. Lothar Böhnisch, *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*, Weinheim, 2. überarbeitete Auflage 2013, S. 229 – 237.

nicht darum, wieder ein festes Männerbild festzuzurren, sondern Vielfalt im Leben von Männern zu ermöglichen. Die einengende Rede vom „Neuen Mann“ gehört daher – anders als in den 90er-Jahren – nicht mehr zum gängigen Begriffsinventar kirchlicher Männerarbeit.

Die kirchliche Männerarbeit tut gut daran, Männern Räume anzubieten, in denen sie für sich andere Formen von Männlichkeit entdecken und einüben können. Es geht darum, die Sorge für sich selbst und die Sorge für andere in das eigene Lebenskonzept gut zu integrieren. Wie gesagt: Es geht nicht darum, wieder ein festes Männerbild festzuzurren, sondern Vielfalt im Leben von Männern zu ermöglichen.

Die männeroffene Kirche gibt es schon!

Sinnvoll ist in der kirchlichen Männerarbeit eine Mischung von nicht geschlechtlich konnotierten Angeboten, die einfach Lebenssituationen und Lebensthemen von Männern ansprechen – durchaus auch im gemischtgeschlechtlichen Rahmen, wie es in unseren Gemeinden in der Regel üblich ist –, und bewusst homosozialen Angeboten „nur für Männer“ in und außerhalb der Gemeinden. Solche expliziten, homosozialen Angebote nur für und mit Männern stoßen auf einen wachsenden Markt. Längst sind sie nicht mehr mit dem Verdikt belegt, all das wäre nichts für „richtige“ Männer. Es muss jedoch nicht immer die „klassische“ Männergruppe sein. Es kann auch einfach nur die Sportgruppe, die Bergtour oder das Klosterwochenende (nur) „für Männer“ sein. Hier werden Männer über ihr Mannsein als Ressource des besseren Verstehens, des „passenden“ Angebots, des stressfreien Austauschs und der Lebensbewältigung un-

ter Personen mit ähnlichen Voraussetzungen und Erfahrungen angesprochen.

Solche Angebote existieren schon. Es gibt genügend gelungene Beispiele in unseren Diözesen, wie Männer sich in ihren unterschiedlichen Lebenslagen ansprechen lassen. Neben den haupt-, neben-, und ehrenamtlich

in der Männerseelsorge Engagierten gibt es in Verbänden, in Gemeinden, in den Bildungseinrichtungen Menschen, die sensibel geworden sind für Männer und ihre Anliegen. Sie alle bieten die Gewähr für eine gute Weiterentwicklung einer männeroffenen Kirche, die Männerseelsorge als Aufgabe der gesamten Pastoral sieht und sie nicht nur an eine kategorial verengte und im Leben der Kirche kaum sichtbare Männerseelsorge delegiert.

Kontakt:

Kirchliche Arbeitsstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen e.V.

Neuenberger Straße 3–5,
36041 Fulda

Tel.: (06 61) 7 34 63

Fax: (06 61) 9 01 28 99

Internet: www.kath-maennerarbeit.de

E-Mail: info@kath-maennerarbeit.de